

Aus der Heimat Götz von Berlichingens.

Von Hermann Schönleber.

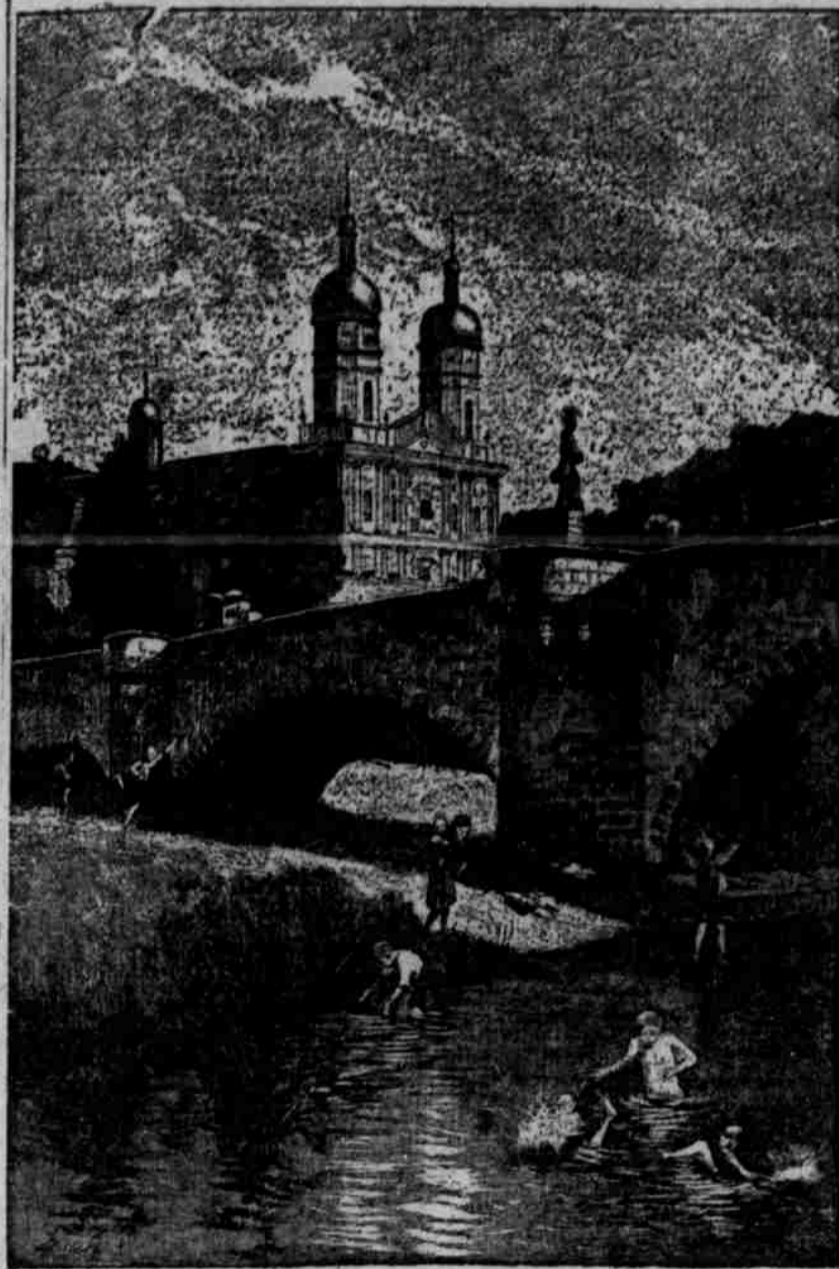
Er bietet keine überwältigenden Szenarien, jener Strich Erde am unteren Neckar, darin der alte Götz von Berlichingen einst sein Wesen trieb. Wie zwei ländliche Geschwister, einander in Gesicht und Sinnesart auffallend ähnlich, wandeln die beiden Klüften Kocher und Jagst auf vielgewundenem Pfade der schwäbischen Hauptwasserader zu, beinahe möchte man sagen „Hand in Hand“, denn fast parallel ist ihr Lauf und stellenweise kommen sie sich bis auf ein kleines halbes Stündchen nahe. Und so sie hinausstreten ins Neckartal, dort unterhalb der blühenden Handelsstadt Heilbronn bei dem Soolbade Jagstfeld, da dehnt es sich in behäbiger Breite, und Nebengelände ziehen sich empor an den sonst geschwungenen Talrändern, rändlich-idyllisch, das ist das Gepräge, das auf der ganzen Landschaft ruht, wenn man sie heute mit genügsamer Gegenwartsfreude betrachtet. Kommt man freilich von dieser Gegenwart den Blick zurück in die Vergangenheit, läßt man sich von den alten Schlössern und Burgen, von Kirchen und Klöstern, welche die Ufer begleiten, ihre Erinnerungen aus den Tagen erzählen, da sie noch um Jahrhunderte jünger waren, so beginnt sich um die ländliche Idylle ein geheimnisvoller Schleier zu weben, so dem die Geschichte die Fette und die Sage den Einbildung liefert.

Eine Gestalt, in der sich Licht und Schatten dieser Romantik so recht augenfällig ausdrückt, ist der Ritter Götz von Berlichingen. Stark, kühn, ein Meister im Waffenhandwerk wie kaum einer neben ihm, voll Mannesstolz und ungezügelter Freiheitsliebe,

muß ihn verstehen und beurteilen aus seiner Zeit heraus, und diese Zeit war eine eiserne, nicht geschaffen für sorgfältig bedächtiges Abwägen von Recht und Unrecht, keine Zeit für das Ideal der Maria, das die Göttersöhne Keimel Karl als Richtschnur vorhält: „Neb Du einmal auf Deinem Schloß als ein frommer christlicher Ritter.“ Noch war das Hebrrecht, trotz Kaiser Max und Landfrieden, anerkannter und vielgeübter Brauch, und wer nicht Ambos sein wollte, der mußte Hammer sein.

Indessen, wir wollen hier nicht über den alten Ritter Götz zu Gebiete reden, wir wollen vielmehr den Orten einen kurzen Besuch abstatten, wo seine Heimat war, da er noch unter den Lebenden weilte, den Städten, die durch die Verknüpfung mit seinem Namen ein Stück seines Ruhmes als ihr Erbe teil behalten haben.

Wandern wir von Mödmühl, das heute eine Station der Bahnlinie Heilbronn-Würzburg ist, auf der den vielfachen Krümmungen der Jagst sich anschmiegende Landstraße talwärts, so sehen wir uns nach zwei bis drei Stunden Wegs ganz umringt von Berlichingenschen Erinnerungen. Da liegen nahe beieinander Berlichingen, Jagsthausen und Schönthal, die Wiege, der Hauptort und die Grabstätte des Geschlechts. Unten in dem etwas über 1000 Einwohner zählenden Pfarrdorf Berlichingen, gegen Jagsthausen hin, stehen heute noch die Reste der Stammburg derer von Berlichingen. Sie war einst ein so genanntes „Wasserloß“, d. h. ein Schloß, das mit einem wasser-



Kloster Schönthal bei Jagst. Begräbnis der Götz von Berlichingen.

Jene Gräfin Franziska ließ die eiserne Hand durch den Wiener Hofrat Chr. Medel herstellen und ließ in ihrer natürlichen Größe als auch in jedem Teil des inneren Mechanismus abzeichnen. Beim Wiederzusammenlegen aber brachte Medel wieder auf die Burg zurück. Dornberg ist heute, nachdem es oft den Wefiger gewechselt, Eigentum der Familie von Gemmingen.

Eine halbe Stunde oberhalb Berlichingen liegt das Kloster Schönthal mit seiner prächtigen Kirche, die den berühmten Abt Benediktus Knittel († 1791), den angebliden Erfinder der „Knittelverle“, zum Erbauer hat. Der Stifter des Klosters, Ritter Wolfram von Bebenburg, hatte einst um die Mitte des 12. Jahrhunderts von einem Engelhard von Berlichingen Grund und Boden für den Bau des Klosters unentgeltlich erhalten unter der einzigen Bedingung, daß, so oft einer von Berlichingen mit Tod abginge, Abt und Konvent verpflichtet sein sollten, den Toten mit einem Biergespann abholen zu lassen; dann, wenn der Reichnam vor der Klosterpforte ankäme, ihn prozessionsweise in die Kirche zu geleiten, die gewöhnlichen Ehren halten zu lassen und endlich im Kreuzgange des Klosters, der für immerwährende Zeiten der Familie von Berlichingen als Erbegräbnis überwiegen werde, feierlich beizulegen.

In den Frieden der „speciosa vallis“, wie im alten Mönchslatein Schönthal heißt, ward auch der alte Götz gebracht, als er, ein 82jähriger Greis, auf seiner Burg Hornberg draußen am Neckartal das Zeitliche geleget hatte.

Götz hatte diese Burg im Jahre 1517 selbst käuflich erworben; hier



Hornberg am Neckar.

war sein ständiger Wohnsitz in den letzten drei Jahrzehnten seines Lebens, hier schrieb er jene originelle Selbstbiographie, die, wenn sie auch keine ganz reine Geschichtsquelle ist, doch zu den bedeutendsten Denkmälern der mittelalterlichen Kulturgeschichte gehört. Hier sah er die Jahre ergungener Ruhe ab, als er 1530 zu Augsburg die harte Urfehde hatte beschwören müssen, die ihm vom Schwäbischen Bund nach seiner Verleugung am Kufflande der Bayern auferlegt worden war. Ein grausam Ros für den Beden mit

dem unruhigen Blute! Sedezehn Jahre lang, behauptet Götz in seiner Selbstbiographie, durfte er die Markung seiner Burg Hornberg nicht überschreiten, kein Pferd besteigen und selbst dann, wenn er innerhalb seiner Hofmarkung blieb, sollte er abends wieder auf die Burg zurückkehren. Dornberg ist heute, nachdem es oft den Wefiger gewechselt, Eigentum der Familie von Gemmingen.

Noch manches andere Namwert steht in der Gegend, an das sich Götzens Name für alle Zeiten anheftet hat. Berühmt ist jener „Gögenturm“ zu Heilbronn, darin der Ritter nach der von Goethe angenommenen Volks Sage Jahre lang in dunkler Kerkerhaft geschnitten haben soll. Zum Glück wissen wir aus der eigenen Verleugung des Gefangenen, daß er nur eine Nacht darin zugebracht hat. Die geschichtlichen Ereignisse aber, die Götz in jenen schwachen Tagen erfuhr, haben, leiten uns hinüber zu dem „Gögenturm“ zu Mödmühl, dem heute noch hochaufragenden Bergfried der alten Stadtburg. Dort sah unter Ritter in der Eigenschaft eines herzoglich württembergischen Amtsmanns, als jener Kampf zwischen Herzog Ulrich von Württemberg und dem Schwäbischen Bund ausbrach, der den unglücklichen, aus Nauß „Nichtentem“ bekannten Fürsten auf geraume Zeit um Thron und Land drückte. Bei Neckarsulm, einen schwachen Tagemarsch entfernt, stand das hegreise Bundesheer, Götz aber war entschlossen, sich nicht aus der Mansfalle nehmen zu lassen, wenn nicht die Stadt, wo doch die Feste seinem Herrn zu behaupten. Zwei Fähnlein bayrischer Knechte rückten vom Neckarsulmer Hauptlager heran, die Stadt ergab sich sofort, Götz aber hielt tapfer aus, bis endlich Mangel an Lebensmitteln und Kriegsbedarf ihn zu einem verzweifelten Entschlusse trieben. In der Nacht vom 10. auf den 11. Mai 1519 unternahm er mit etwa 80 Mann einen Ausfall, ward aber hierbei verwundet und mit der Mehrzahl seiner Kriegsknechte gefangen genommen. So geschah's, daß er in jene Galt zu Heilbronn geriet, aus der er sich erst 1522 um die Summe von 2000 Goldgulden auslöste.

Er schrieb, seit wie ein General, ein feines Märchen, dessen Worte er feinsinnigerweise viele Male auf der Junge erprobte. Denn die Wahl der Worte konnte, mußte hier entscheidend sein. Und so wurde ein Zeit geschaffen, formvoll, aber nicht äußerlich, ungeschult, indessen nicht simpel, feigheit, ohne arrogant zu wirken. Die Antwort blieb lange aus. Er war nicht mehr er selbst. Unruhe auf Unruhe überkam ihn. Nachts erwachte er wild und wursch, in Schweiß gebadet. Der Wahn, daß er seinen Namen, seine Beamtentzue an ein unkontrollierbares Abenteuer preisgegeben habe, wurde übermächtig. Der Weilenblick seines Direktors stach in sein gerüchtes Gewissen wie die Sonde des Zahnarztes in den morschen Zahn.

Da eines Tages, seine Hoffnung lag schon im Sarge, kam unerwartete Erlösung. Ein schlichtes Märchen ermutigte. Er wurde — ein Wunder war geschehen — zum Lee erwartet. Er schälte Stunden und Minuten, schwante Straßen auf und nieder, stand bereits eine Stunde zitternd vor der verheißenen Haustür, seufzte um, ging hinauf, zogerte nutzlos, klingelte plätsch, als ob es das Leben gälte. Der schrille Ton einer alten Hausglocke rief ihn zusammen. Er spannte sich seit in das Ereignis schwere des Augenblicks. Er wurde eingeläutert, wortete lange, die Lüre öffnete sich endlich. Eine hohe gepigte Dame mit gründlich entbläutem Gesicht empfing ihn, weh und galant lächelnd. Er taumelte, wankte auf einen verstaubten Tischstisch, erstarrte, stammelte zerhackte Sätze, suchte nach

Wenn man jemanden nicht ausnützen kann — ist er ein Gössel.

Die Maske.

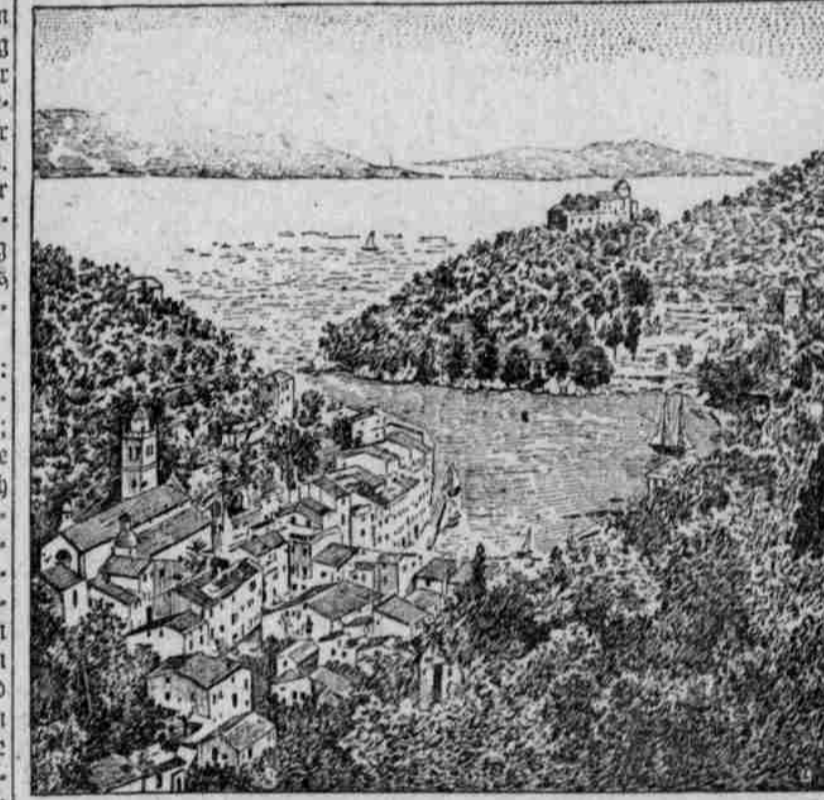
Stizze von Friedrich Sebrecht.

Er war neu in der Stadt, und als es den ersten Abend das Theater aufsuchte, verliebte er sich über Erwarten schnell in die undurchbringlichen Augen von Madame Henriette. Unbedingte edelgebogenes Profil stand beindruckend gegen einen schwarzgewellten Berg schimmernden Haars. Die Rolle war nicht groß, wurde indessen durch diesen Kopf zur Bedeutung gehoben. Eiferhuch wirkte Wunder, als ein hügelrunder Herr neben ihm sette beringte Tagen saltete, wie wenn er beten wollte, und andächtig flüsterte: „Heiß Götz, sie sieht heute wieder einmal brillant aus!“ Dieses „Wieder einmal“ war nicht ohne Tragik. Seine Kbanstaje begann zu fiebern. Kofte es, was es wolle, er mußte gewinnen. Zwar hätte er diese Liebe wie ein kostbares Heiligum, Indistretion eines solchen unerfüllten Gefühles konnte sich rächen — Raubhess auf Würstchen. Auch fürchtete er, aus schwebenden Einbildungen gequält zu werden, etwa daß einer heimtückisch zwinkernd ihm bedeuten könne, er komme zu spät, der hügelrunde andächtige Herr sei bereits mitten im Glück. Schließlich fühlte er sich ein verlobter Oberkretiar, zu Redigkeit und Treue verpflichtet; ein Abschied vom Pfad der Jugend in Gedanken war gleichsam nur in Parenthese gefest. Tagelang war es angenehm, von einer holden, wenn auch fernem Möglichkeit zu träumen. Und so schob er einen Angriff mit dem seine Einbildungs-

Portofino an der Riviera di Levante.

Wer sich vor der Riviera schlangt, schätzen will, tut gut, sich von Genua aus nicht nach rechts zu wenden, sondern nach links, nicht nach der Riviera di Ponente, sondern nach der Riviera di Levante. Für die Kranken, die in dem herrlichen Klima dieser Küstengegend Heilung oder wenigstens Linderung ihrer Leiden suchen, soll es ja ziemlich gleichgültig sein, ob sie sich nun nach Westen zu in San Remo, Bordighera, Mentone, Cannes, Nizza niederlassen, oder ob sie gegen Sonnenaufgang in Neroli, Rapallo, Santa Margherita, Portofino wohnen. Den eingemagten Genuesen die große Schöpfung von Monte Carlo, während ihnen an der Riviera di Levante keine besartige Verführung in den Weg tritt. Und im übrigen — wie paradiesisch es auch an dem Gestirbe der Spielhölle sein mag — an landschaftlichem Reiz steht es doch hinter der Gegend um Portofino herum weit zurück. Hat man, von Genua ausgehend, Neroli erreicht, dann beginnt eine Scenerie, die ihresgleichen nicht hat. Jede der kleinen oder größeren Buchten schließt ein Wunder auf, bald neue Fernsicht über das blaue Meer hinweg nach den steil abfallenden Felsen, zwischen denen immer wieder Palmenwipfel und Vorberggipfel, Cypressen- und Nienhaine und die glühende Pracht tropischer Blüten hervorleuchten, und selbst neue Blicke nach den sich ansteigenden Bergen mit dem Silberfchim-

mer der Olivenwäldungen oder den steifamen Häusermassen, die sich über der wildbrandenden Flut wie schwebend an das gleich trügigen Turmbauten zum Blau des Himmels aufragende Gestein schmiegen. Neben dem idyllischen Küsteneinschnitt fehlt es aber auch nicht an südlichen Idyllen, an Buchen mit weichen Nien, wo Land und Meer püchlich sanfter erscheinen, das Grün üppiger die Felsen bedeckt, freundliche Villen und stolze Landhäuser an Stelle der Seräntereller treten. Ein solch köstliches Frieden Erde ist Portofino, das unter Bild zeigt. Man bejucht es von Santa Margherita aus, das man von Genua mit einer Eisenbahnfahrt von einer Stunde (auf der Strecke Genua - Neroli - Rapallo - Chiavari) erreicht. Ein Stündchen wandern wie so behaglich an dem klippentrichen Gfabe dahin im Duft der südlichen Vegetation, den trüben Blick beständig nach dem magischen blauen Glanz der Ferne gerichtet, dann taucht über Lärchenwald eine zinnengekürzte Burg vor uns auf und umweil davon öffnet sich eine flü, kleine Bucht, von deren Ufer die weichen Häuser so freundlich herübergauen, als wollten sie zum Verweilen einladen. Wir sind in Portofino und vor der Einladung folgt, der ist noch tausendmal weiter von Monte Carlo entfernt, als es nach der Landkarte den Anschein hat, denn in diesem bescheidenen Dörfchen teert sich bald neue Blicke nach den sich ansteigenden Bergen mit dem Silberfchim-



Portofino an der Riviera di Levante.

Flucht und fand sie erst, nachdem er einige Tassen Tee hinunter gestürzt hatte. Eine alternde Frau sann, blide auf verblähte Kranzblüten. Ein febrmidtes Lächeln mußte und wurde groß und schön, ertränkte in sie eine juchzende Lächerlichkeit. Und in tiefen Augen, die nicht gealtert waren, stand der Schatten eines Schmerz, unermüdlich und unerbittlich wie der Tod.

Eine Caruso-Anecdote.

Als der berühmte Sänger Caruso vor Jahren in Berlin gastierte, entstand an der Theaterkaffe ein so lebensgefährliches Gedränge, daß ein alter Mann schwerverletzt nach Hause gebracht werden mußte. Es konnte das Bett nicht mehr verlassen, das zu seinem Sterbebette werden sollte.

„Ach“, seufzte er, „weshalb ein hartes Gesicht! Nun soll ich sterben, ohne den göttlichen Caruso gehört zu haben!“ Tränen rannen ihm in den Bart. Seiner Tochter wollte das Herz schier zerpringen vor Kummer. Kurz entschlossen machte sie sich auf den Weg zu Caruso und beschwor ihn, daß er ihrem unglücklichen Vater den Todeskampf erleichte.

tern möge. Der Sänger, dessen Herz nicht minder Geldes wert ist als seine Stimme, war tief gerührt und versprach, der Bitte des Wädchens Gehör zu schenken. Kurz darauf stand er am Bette des Sterbenden und sang so köstlich, so gloder rein, wie wohl noch nie zuvor; er war wie Sphärenmusik. Als er gendet hatte, tönte ein lautes „Bravo! Bravo! Da capo!“ aus der Bette hervor. Caruso wandte sich erkant dem Wefiger dieses kräftigen Organs zu und sah einen von Gesundheit strotzenden jungen Mann im Bette liegen. Jener Greis darf sein Sterbebett für zweihundert Mark zum Caruso-Konzert vermielet. . . . Und wenn diese Geschichte nicht wahr ist, dann ist sie doch erfunden.

Der Submissionsweg. Die Hofraun (auf dem Ratons, „Der Sekretär, in der Zeitung ließ, daß die Wädche für die Kinderfindung auf dem Submissionsweg verbegeben wird. Ich möchte die Wädche gerübernehmen, aber ich laufe schon eine ganze Stunde in der Stadt herum und kann den Submissionsweg nicht finden.“

Eine zärtliche Gattin.



Er: „Die schlechte Geschäftslage erlaubt mir leider nicht, mit Dir die verpöhrte Reise nach Licol zu machen.“
Sie: „Schade, Hans! Da muß ich also ganz allein reifen.“



Neß des Stammschlosses in Berlichingen.

von hiderbem Freimut und offener Herzlichkeit gegen den Freund, war er gleichzeitig doch ein gewalttätiger Geselle, und in seiner Zehdelust stets geneigt, bei jedem Handel sein gutes Schwert in die Wagzähle zu werfen. Das Bild, das Goethe in seinem „Götz von Berlichingen“ von dem Gelden mit der eisernen Hand gezeichnet hat und das durch den gewaltigen Eindruck dieses Dramas dem ganzen deutschen Volke so geläufig geworden ist, daß es ein Jahrhundert lang kaum jemand einfiel, an seiner uneingeschränkten Gültigkeit zu rütteln, daß noch Rückert im Jahre 1861 sang:

„Kann mit der eisernen Hand! Du hast in verworrenen Zeiten Sie nachträglich gebraucht, diese die eiserne Hand! Eies zum Schanze Bedrängter, dem Necht zum Schirm und der Freiseit!“

Gärten wir heute wie Du Männer mit eisernez Hand, Männer von eigenem Sinn, bereit zum Kampf für die Freiheit, Kampf für die Ehre des Volks, Kampf mit der eisernen Hand!“

Dieses Bild ist nicht falsch im vollen Sinne des Wortes, aber es



Abgang im Kloster Schönthal.

ist doch auch nicht ganz wahr. Es soll damit kein Stein auf den tapferen Ritter geworfen werden. Man